

Leseprobe aus:

Tash Aw

Atlas der unsichtbaren Welt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

1.

Als es schließlich passierte, gab es keine Gewalt und auch sonst nicht viel Aufruhr. Es ging blitzschnell, und dann war Adam wieder allein. Im Schatten eines Gebüschs versteckt hatte er alles beobachtet.

Die Soldaten sprangen vom Laster auf den sandigen Boden. Sie klopfen sich den Staub ab, rollten die umgeschlagenen Hosenbeine herunter und steckten die Hemden in den Bund. Die langen Ärmel waren bis über die Ellbogen hochgekrempelt und so dick, dass ihre Arme darunter knochig und zerbrechlich wirkten; die breiten Gürtel verlängerten ihre Taille bis zur Brust. Sie lachten, alberten herum und holten aus, als wollten sie sich gegenseitig Tritte versetzen. Ihre Stiefel waren zu groß; wenn sie rannten, sahen sie aus wie Clowns. Es sind bloß Kinder, dachte Adam, so wie ich, nur bewaffnet.

Vor der Treppe, die zur Veranda des Hauses führte, zögerten sie und tuschelten miteinander. Sie standen zu weit weg; er konnte nicht hören, was sie sagten. Dann stiegen zwei von ihnen die Stufen hoch, und als sie wieder aus dem Haus kamen, hatten sie Karl dabei. Er war nicht gefesselt; leicht hinkend folgte er ihnen langsam zum Laster, kletterte hinauf und verschwand unter der Plane. Von weitem sah auch er klein aus, so wie sie, wie ein Kind, aber blond und mit rosiger Haut.

Halt, hätte Adam beinahe gerufen, damit Karl zurückkam. Lass mich nicht allein. Doch er schwieg und rührte sich nicht hinter dem dichten Dornengestrüpp. Das konnte er inzwischen: den Atem anhalten und langsam

bis zehn zählen. Vor langer Zeit hatte er gelernt, so seine Angst zu beherrschen.

Der Laster setzte zurück und stob dann in einer Wolke aus Sand und Staub davon. Auf eine Seite hatte jemand mit Kreide unbeholfen einen Penis gemalt und daneben: DEINE MUTTER -. Schwer von Feuchtigkeit hing der Himmel tief und dunkel über dem Land. So war es schon seit Tagen, es hatte lange nicht geregnet, doch jetzt braute sich ein Sturm zusammen. Alle sehnten sich nach Regen.

Das Auftauchen der Soldaten hatte Adam nicht wirklich überrascht. Schon den ganzen Monat hatte es Anzeichen einer drohenden Katastrophe gegeben, die nur er zu sehen schien. Das Meer war seit Wochen aufgewühlt, und die Erde hatte gelegentlich ganz leicht gebebt. Während einer dieser Erschütterungen war Adam eines Nachts aufgewacht, zur Tür gegangen und hatte gesehen, wie sich die Kokospalmen bogen, obwohl kein Wind ging. Es kam ihm vor, als zitterte die Erde unter seinen Füßen, und für einen Augenblick wusste er nicht, ob er es war, der schwankte, oder die Palmen. Kurz danach war die braun-weiß gefleckte Katze, die sonst auf dem Strohdach Mäuse und Eidechsen jagte, vom Haus gestürzt. Statt wie sonst ihrer Beute nachzusetzen, schleppte sie sich fortan nur noch dahin, als wäre sie plötzlich alt und gebrechlich, bis Adam sie eines Morgens tot auf dem sandigen Boden fand, das Genick heillos verdreht, das Gesicht dem Himmel zugewandt.

Dann der Vorfall in der Stadt. Ein alter Mann war mit dem Fahrrad aus seinem Dorf in den Bergen gekommen, um Reis zu kaufen. Er ging zu einem chinesischen Händler und bat um Kredit. Er sei gerade vom Hadsch zurück, sagte er, die Pilgerfahrt sei zwar eine Ehre, aber

nicht gerade billig. Im ganzen Jahr sei die Ernte schlecht und die Trockenzeit viel zu lang gewesen; jetzt hätten sie nichts mehr zu essen. Der Händler winkte ab. Letztes Jahr war es die Rattenplage, entgegnete er, dieses Jahr ist es die Dürre. Nächstes Jahr wird es ein Erdbeben sein und übernächstes eine Überschwemmung. Auf dieser Scheißinsel ist immer etwas. Keiner hat Geld, in der Stadt sagen dir alle dasselbe. Die Preise sind hoch, aber niemand ist schuld: Wenn du kein Geld hast, kann ich dir nicht helfen. Also trug der alte Mann ein Schmuckstück seiner Frau ins Pfandhaus, einen schmalen Silberring, in den ein kleiner Stein, vielleicht ein Bernstein, eingearbeitet war. Der chinesische Pfandleiher betrachtete ihn durch seine Lupe und reichte ihn dann zurück. Eine Fälschung, sagte er achselzuckend, eine billige Fälschung. Es kam zum Streit, zu einem Handgemenge, persönlichen Beleidigungen und ganz sicher auch rassistischen Beschimpfungen. Später, als sich die heiße, schwere Nacht über die Stadt gesenkt hatte, kippte jemand – man weiß nicht, wer – Kerosin an die Tür des Pfandhauses und zündete es an. Die traditionellen Holzhäuser auf der Insel, von denen es heute kaum noch welche gibt, brennen schnell, wissen Sie, innerhalb einer halben Stunde stand das ganze Gebäude in Flammen. Überlebende gab es nicht. Daraufhin blieben die chinesischen Geschäfte drei Tage lang geschlossen, niemand konnte einkaufen. Überall in der Stadt kam es plötzlich zu Übergriffen. Kommunisten vom Festland seien gekommen, um Kapital aus dem Aufbruch zu schlagen, hieß es. Banden von Jugendlichen liefen mit Macheten durch die Straßen und schmierten Parolen an die Fassaden. *TOD den Komunisten. Fremde Chinesen fart Zur höle.*

Es war, als würde ein Zeitungsartikel plötzlich lebendig, als lösten sich die starren Bilder vom Papier und er wachten vor Adams Augen zum Leben. Reste der verkohlten Holzhäuser, die blutrote Farbe an den Fassaden. Die menschenleeren Straßen. Adam wusste, dass es anderswo in Indonesien Tumulte gab. Er hatte irgendetwas von einer Revolution gehört – aber nicht wie die in Frankreich, Russland oder China, die er aus Büchern kannte. Das hier war nebulöser, konturloser; niemand wusste so genau, was zerstört und was bewahrt werden sollte. Doch das waren Probleme, die Java oder Sumatra betrafen – am anderen Ende dieses riesigen Inselstaates, der sich über das Meer zog wie Seetang über den Strand. Jedenfalls dachten das alle. Nur Adam wusste, dass sie in Gefahr waren.

Karl hatte sich geweigert, etwas zu unternehmen. Er dachte gar nicht daran, wegzugehen.

«Aber ...», versuchte Adam einzuwenden. Er las die Zeitung und hörte Radio; er wusste, was überall auf dem Archipel vor sich ging.

«Warum denn?»

«Wegen deiner ... weil wir, ich meine, weil du *anders* bist.» Dabei kannte er Karls Antwort schon.

«Ich bin genauso Indonesier wie alle anderen auf dieser Insel. Es steht in meinem Pass. Es hat mit meiner Hautfarbe nichts zu tun, das habe ich dir schon zigmal erklärt. Und wenn die Polizei mich holen kommt, werde ich ihr dasselbe sagen. Ich habe nichts verbochen, ich bin einer von euch.»

Also waren sie geblieben. Sie waren geblieben, und die Soldaten waren gekommen. Adam hatte recht gehabt; er hatte gewusst, dass die Soldaten sie holen würden. Er hatte sich vorgestellt, wie er mit Karl in einem Gefängnis

in Surabaya oder irgendwo anders auf dem Festland säße, vielleicht sogar in Jakarta, doch jetzt war er allein. Zum ersten Mal im Leben war er allein – zumindest in *diesem* Leben.

Noch lange, nachdem der Laster verschwunden war, wartete er im Gebüsch. Er wusste nicht, worauf, aber er wartete trotzdem, in der Hocke, sodass sein Hintern fast den Boden berührte und seine Knie bis zum Kinn angezogen waren. Als es dunkel wurde und Wind vom Meer aufkam, ging er zurück zum Haus und setzte sich auf die Veranda. Dort saß er und wartete, bis es richtig Nacht wurde, bis er nur noch die Umrisse der Bäume vor der dunklen Weite des Meeres sehen konnte und sich beruhigte.

In diesen Breiten wird es sehr rasch Nacht, und dann kann man nichts mehr erkennen. Wenn man eine Lampe anknipst, erhellt sie nur die unmittelbare Umgebung, doch außerhalb dieses wässrig glänzenden Lichtkegels ist nichts. Die Hügel, der zerzauste Wald, die felsige Küste, die Strände mit schwarzem Sand – all das verschwindet, ist nicht mehr voneinander zu unterscheiden. Und während Adam reglos in der Dunkelheit sitzt, verrät uns nur sein flacher Atem, dass er noch da ist, noch immer wartet.

2.

Das ist Adam. Als er in dieses Haus kam, war er sechs. Jetzt ist er sechzehn und hat keine Erinnerung mehr daran, was vorher war.

Manchmal schreckt er aus dem Schlaf hoch – nicht wegen eines Albtraums, sondern wegen des beklemmenden Gefühls, in einen gewaltigen leeren Raum zu starren, einen gähnenden, bodenlosen Abgrund, der ihn verschluckt. Dann wacht er auf, weil er eine solche Leere nicht erträgt. Bilder aus seiner Kindheit tauchen nie auf, nicht einmal, wenn er die Augen schließt und versucht, sie sich in Erinnerung zu rufen. In diesem Augenblick, zwischen Wachen und Schlaf, mit dem Kopf auf dem Kissen, lässt er seine Gedanken schweifen und hofft, dass seine Vergangenheit in dieser Nacht endlich durch die Ritzen dringt und seine Träume wie eine warme, wirbelnde Flut voller Erinnerungen überschwemmt. Doch dazu kommt es nicht, seine Nächte sind klar und traumlos.

Nur selten blitzt in seinem Kopf ein einzelnes Bild auf, steht ein paar Sekunden flackernd vor ihm und erlischt wieder: schwarzes Moos auf einer nackten Betonmauer, Holzsplitter am Bein eines Schreibtischs, die Deckenwand eines langen, dunklen Raums, ein Stück Segeltuch, eine wurmstichige Tischplatte, die sich löchrig anfühlt, wenn er mit dem Finger darüberfährt, alles andere als stabil. Manchmal sind es auch Geräusche. Prasselnder Regen auf einem Wellblechdach: wie Nägel in einer großen Blechdose. Und ein seltsames Murmeln, ein monotoner, leises Stimmengewirr, halb Flüstern, halb Reden.

Er hört nur die gelegentlichen Zischlaute heraus, wie einen beruhigenden Chor. Diese Geräusche kommen aus einem großen Raum, einem Schlaftsaal vielleicht, den Adam natürlich nicht sehen kann. Und manchmal, wenn er gerade etwas ganz Alltägliches macht – in die Stadt radelt, die Hühner füttert oder zum Riff hinausschwimmt, um sich die trostlosen Überreste der Schiffswracks anzusehen –, flammt für den Bruchteil einer Sekunde ein einzelnes Wort in seinem Kopf auf. Muschel. Ostern. Schnee. Dann weiß er, dass es aus seinem vergangenen Leben im Waisenhaus stammt.

Doch diese Fragmente von Wörtern und Bildern fügen sich nie zu einem komplexen Ganzen; es sind nur Steinchen eines zerbrochenen Mosaiks, die Adam heute nichts mehr sagen. Gesichter oder Körper von Menschen kommen in seinen Erinnerungen nicht vor, wenn man sie überhaupt als solche bezeichnen kann, nicht einmal Tiere.

Es gab Zeiten, in denen Adam sein fehlendes Erinnerungsvermögen zu schaffen machte. Vor einigen Jahren, in der Pubertät, als die Hormone ihn aufwühlten, verwirrten und manchmal auch ein bisschen verrückt machten, wollte er mehr über seine leiblichen Eltern wissen. Er warf Karl vor, ihm Informationen vorzuenthalten, ihn seines früheren Lebens beraubt zu haben, ihm nicht die Wahrheit zu sagen. Wenn Besucher nach seinem Namen fragten, antwortete er: «Ich heiße Adam, einen Nachnamen habe ich nicht.» Damals genoss er es, wenn Karl ratlos schwieg, wenn sein Lächeln erstarrte und er kein Wort mehr sagte. Die Gäste lachten und taten so, als wäre es ein Witz. Doch heute weiß Adam, dass er unrecht hatte, und schämt sich, wenn er sich an diese seltsame Phase seines

Lebens erinnert. Es gab keine Geheimnisse, das ist ihm jetzt klar. Man muss das Leben in der Gegenwart leben, das hatte er gelernt.

Und genau das sagt er sich nun, als er auf den Verandastufen des frisch verwaisten Hauses sitzt. Als er damals hergekommen war, hatte er lernen müssen, sich in einer fremden Umgebung zurechtzufinden. Jetzt würde er es sich erneut beibringen müssen. Er blickt ins Innere des Hauses, das ihm nun wieder fremd und fern erscheint, und versucht, sich an die ersten Tage zu erinnern, als die Vergangenheit sich von der Gegenwart löste und rasch ihre Bedeutung verlor. Vor zehn, elf Jahren, das ist nicht lang. Wenn ihm einfiel, wie es damals war, könnte er es jetzt genauso machen.

Adams ganzes Leben hatte erst richtig Gestalt angenommen, als Karl ihn aus dem Waisenhaus hierherbrachte. Die Bilder wurden schärfer, die Gerüche stärker, Gefühle kamen ans Licht, und die dunklen Schatten seiner Vergangenheit rückten in den Hintergrund.

Wie ein junges Tier in einer neuen Umgebung hatte Adam in den ersten Tagen kaum sein Zimmer verlassen (sehr viel später würde Karl sein damaliges Verhalten tatsächlich mit dem eines frischgeschlüpften Kükens oder eines neugeborenen Kätzchens vergleichen, was Adam nicht leiden konnte, aber nur, weil er wusste, dass Karl recht hatte). Es gab zu viel Neues, Fremdes, das nichts mit seinem früheren Leben zu tun hatte. Das ständige Krächzen des Radios; die fernen Stimmen, deren Sprache er nicht verstand. Die farbigen Rücken dicker Wälzer. Die sonderbaren Geräte im Haus (völlig banale Dinge, wie er bald erfahren sollte – eine Schreibmaschine oder ein Fernglas –, die ihm damals aber unwirklich, ja, bedroh-

lich erschienen). Und vor allem dieser seltsame Mann, der leicht hinkte und Adam genauso misstrauisch beäugte wie umgekehrt Adam ihn. Er traute sich nicht, dem Jungen zu nah zu kommen, und obwohl er freundlich lächelte, erkannte Adam Unbehagen in seinem Blick, fast, als fürchtete er sich vor ihm. Dreimal am Tag brachte der Mann Adam das Essen ins Zimmer und stellte es auf den Tisch neben das Bett. «Danke, Sir», sagte Adam dann, wenn ihn der Mann in seiner neuen Umgebung wieder allein ließ.

Eines Abends zögerte der Mann (der Karl hieß, wie Adam inzwischen wusste), nachdem er das Essen auf dem quadratischen kleinen Nachttisch abgestellt hatte. Der Duft nach würziger Gemüsebrühe erfüllte den Raum, und plötzlich hatte Adam Hunger. «Nenn mich bitte nicht Sir. Sag lieber *Vater* zu mir», meinte er. Dann verließ er den Raum hastiger als sonst, als wäre er über seine eigenen Worte erschrocken.

Lächerlich, dachte Adam. Er konnte sich Karl nicht als Vater vorstellen. So würde er ihn bestimmt nicht nennen. Er sah so komisch aus, so anders als alle anderen Menschen, die Adam kennengelernt hatte – wie eine Gestalt aus einem seltsamen Märchen. Dann verwarf er den Gedanken und fing an zu essen. Nein, Karl war *nicht* sein Vater.

In diesen ersten Tagen saß Adam stundenlang mit gekreuzten Beinen auf dem Bett, den Rücken an die Wand gelehnt, und lauschte den ungewohnten Geräuschen in seinem neuen Heim: Karls leisen Schritten auf den Dielen, Musik, die aus dem Wohnzimmer kam (er konnte sich nicht erinnern, jemals Musik gehört zu haben – geschweige denn diese Art von Musik, so kompliziert und fremd,

dass seine Ohren sie einfach nicht verstanden). Oder er lag im Bett und lauschte dem beharrlichen Miauen der Katze, die auf dem Schrank saß und ihn beobachtete; vor allem aber horchte er auf das hypnotisierende Rauschen der Brandung gegen die Felsen, das ihn ängstigte, ihn müde und auch unerklärlich traurig machte.

Er begriff, warum er hier war. Und auch, dass er Glück gehabt hatte. Er sollte ein besseres Leben haben. Doch zu diesem Zeitpunkt fühlte er sich weder als Glückspilz, noch wusste er, was *ein besseres Leben* genau bedeutete.

Im Halbschlaf fragte er sich, ob er das Waisenhaus vermisste und das vielleicht der Grund für seine Traurigkeit war. Doch er empfand weder Wehmut noch Sehnsucht, stattdessen bemerkte er, wie seine Erinnerung an das Waisenhaus bereits in einem Nebel verschwamm. Er lag im Bett, lauschte dem unablässigen Donnern der Brandung und begriff, dass die Traurigkeit, die er verspürte, nicht ewig dauern würde, weil sie anders war als die Art von Traurigkeit, die er bereits kannte. Irgendwie wusste er, dass er in diesem neuen Haus mit diesem beängstigenden und zugleich ängstlichen Mann solche Gefühle von Kummer überwinden konnte. Es gab in seinem neuen Leben vieles zu fürchten, aber die Angst war nicht mehr etwas Gewaltiges, Schemenhaftes, Erschreckendes, sondern etwas, das er meistern könnte. Das war ihm nun klar. Und so schlief er ein. In dieser ersten Zeit schlief er sehr viel.

Schließlich begann er das Haus zu erforschen, vorsichtig, anfänglich verließ er das Zimmer nur, wenn er hörte, dass Karl ausgegangen war. Seine Angst vor den Gegenständen schwand, und er fing an, einzelne Bücher aus den Regalen zu nehmen und die Abbildungen zu betrachten.

Lesen konnte er nicht (das sollte bald folgen), doch er verbrachte viel Zeit damit, Bilder von Seen und Wäldern anzusehen. Er wusste, dass sie aus fernen, kalten Ländern stammten, denn die Bäume und Hügel sahen nicht aus wie die in seiner Umgebung. Die blonden Kinder auf den Fotos trugen hübsche dicke Kleider und wirkten kräftig und glücklich, ganz anders als die Kinder, die Adam gekannt hatte. Sie waren nicht glücklich gewesen, sondern dünn wie Adam und ständig müde, und manche der Kleineren hatten aufgeblähte Bäuche, obwohl sie nichts zu essen gehabt hatten. Vielleicht war es leichter, glücklich zu sein, wenn man schöne Kleidung, Essen und Eltern hatte, dachte Adam; vielleicht wäre es jetzt auch für ihn leicht, glücklich zu sein. Er mochte die Bilder, weil sie ihm das Gefühl gaben, wie diese Kinder zu sein, nicht wie die im Waisenhaus. Diese kräftigen europäischen Jungen und Mädchen erinnerten ihn an eine unfertige Version von Karl, und wenn Adam zusah, wie Karl im Garten arbeitete, stellte er sich vor, wie er auf vereisten Seen Schlittschuh fuhr oder durch Pinienwälder strolchte. Da wurde Adam klar, dass auch Karl weit weg von seinem Zuhause war.

Es gab andere Bücher, mit Abbildungen von Gemälden – Frauen, die fast so aussahen wie hier auf der Insel, aber nicht ganz: Sie waren fülliger, und ihre Augen glänzten, ungetrübt von Gelbsucht oder grauem Star. Sie hatten Blumen hinter die Ohren gesteckt und blickten Adam geradewegs an, als fragten sie ihn: Woher kommst du? Bist du einer von uns oder etwas anderes? Er mochte diese Bilder nicht besonders.

Nach und nach ließ er zu, dass Karl ihm vorlas. Sie saßen auf dem schmalen Rattansofa, im letzten Licht des

Nachmittags, ehe die Dunkelheit Besitz von der Landschaft ergriff, und Karl las ihm magische Geschichten von den indonesischen Inseln vor. So erfuhr Adam von dem tapferen kleinen Biwar, der einen schrecklichen Drachen tötete; von dem undankbaren Si Tanggang, der aus bescheidenen Verhältnissen stammend (so wie *wir*, sagte Karl) sein Fischerdorf verließ und es zu einem reichen und geachteten Mann brachte, nur um am Ende seine arme Mutter zu verleugnen; oder von der wunderschönen Lara Djonggrang, die von dem lüsternen Bandung in einen Stein verwandelt wurde, nachdem sie sich durch eine List der Heirat mit ihm entzogen hatte. Während Karl ihm solche Geschichten vorlas, betrachtete Adam das zurückweichende Wasser; um diese Zeit waren die Wellen stets flach, träge plätscherten sie über den Sand, und in den Vertiefungen des Riffs bildeten sich Becken mit ruhigem Wasser. Er mochte diese Geschichten – bis heute kann er sich an jede einzelne erinnern –, doch am meisten wünschte er sich, Karl würde ihm von den lachenden blonden Kindern erzählen. In ihrer Welt wurden Menschen nicht in Steine oder Tiere verwandelt, und man rief keine Dämonen zu Hilfe, um uralte Fehden zu begleichen. Dort ist es sicherer, dachte er.

Trotzdem war es ein Glück, hier zu sein. Mehr durfte er nicht verlangen.

Adam entdeckte auch die Musik und lernte, den Plattenspieler zu bedienen. Es war ein kleiner Kasten, außen schokoladenbraunes, innen helles Holz. Adam hob den Deckel und wählte (ohne hinzusehen) sechs Platten aus, die er vorsichtig auf den kleinen Stift des Plattentellers stapelte. Jedes Stück machte ihn ein bisschen traurig, weil ihm bewusst wurde, wie leer sein Leben gewesen

war, ehe er in dieses Haus kam. Wenn er die betörende Stimme einer Frau oder das fröhliche Schmettern einer Trompete hörte, versuchte er sich daran zu erinnern, ob die Kinder im Waisenhaus jemals die kleinen Volkslieder gesungen hatten, die Karl oft vor sich hin summte, doch er erinnerte sich an nichts: Ein Mantel des Schweigens legte sich über seine Erinnerungen, und plötzlich wurde die Landschaft seiner Vergangenheit still und farblos, als wäre Dunst vom Meer aufgezogen, wie an einem kühlen Tag nach einem Regenschauer, an dem alles lautlos ist und man nichts sehen kann, nur die schwachen Umrisse einzelner Bäume hier und da, wie vom Nebel gedämpft.

Manchmal legte Karl den Arm um Adams Schultern und drückte sie kurz – eine liebevolle Umarmung, wie ein Lob, weil er die Platten ausgesucht und den Plattenspieler eingeschaltet hatte. Wenn er sah, wie Karl lächelte und sich feine Fältchen in seinen Augenwinkeln bildeten, fühlte er sich besser, als hätte er etwas Gutes, Neues und Überraschendes getan. Er hatte nicht gewusst, dass er imstande war, andere glücklich zu machen.

Adam weiß nicht mehr, wann er begann, Karl als seinen Vater zu betrachten und nicht als Ausländer mit der Hautfarbe von trockenem Sand und Sommersprossen auf Gesicht und Armen, als jemanden, der völlig anders aussah als er. Doch er vermutet, dass er nur wenige Wochen gebraucht hat, um sich an die neue Welt zu gewöhnen, in der dieser weiße Mann kein Fremder mehr war, sondern jemand, der immer da gewesen war und Adam das Gefühl gab, dass diese Umgebung sicher war, beständig, und dass sie nichts mit seiner Vergangenheit zu tun hatte.

Mein Name ist Adam de Willigen, sagte er sich während dieser ersten Monate, denn er fand Trost darin. Er sagte

die Worte laut vor sich hin, weil ihm der Klang gefiel und der Rhythmus, den sie erzeugten. Es machte ihm Spaß, die Lippen auf ungewohnte Art zu verziehen, um sie aussprechen zu können, und es beruhigte ihn, seine eigene Stimme zu hören. Mit der Zeit machte er sich keine Gedanken mehr darüber, wie sein ursprünglicher Nachname gewesen sein mochte; er hatte ihn niemals gekannt. Wenn heute jemand seinen Namen ausspricht, denkt er, dass Adam de Willigen sich genau richtig anhört.

Goede avond, mijn naam is Adam de Willigen. Sehen Sie? Er kann auch Holländisch. Aber nur ein paar Brocken, weil Karl in diesem Haus nicht gern Holländisch spricht. Er meint, es sei die Sprache der Unterdrücker und Adam solle nicht die Kultur des Landes aufsaugen, das sein eigenes kolonisiert hat. «Wir sind jetzt unabhängig», erklärte er immer, «wir brauchen unsere eigene Kultur.» Als Kompromiss war Englisch erlaubt – Karl hielt es für «nützlich» –, und Adam bekam jeden Tag Unterricht. Wenn sie Besuch von Europäern hatten, was nur sehr selten vorkam, wurde Englisch gesprochen, und dann war Adam überrascht, wie leicht es ihm fiel. Trotzdem bewahrte er lange Zeit eine Faszination für Holländisch, und Karls hartnäckige Weigerung, es zu sprechen, steigerte nur seinen eigenen Wunsch, es zu lernen. Einmal erhielten sie unerwarteten Besuch von einem holländischen Ehepaar, das aus seinem Haus auf Flores hatte fliehen müssen und auf dem Weg zurück nach Holland war. Als die beiden auf die Insel kamen, hatten sie von Karl und seinem Haus erfahren und wussten, dass sie dort für einige Nächte in Sicherheit wären, bis sie eine Schiffspassage nach Jakarta oder noch weiter bekämen. Sie hatten nur einen einzigen Koffer dabei, waren braungebrannt und staubig von der

Reise. Karl nahm sie höflich auf und überließ ihnen sein Schlafzimmer, doch zwei Tage lang herrschte angespanntes Schweigen, da der Mann nur wenig Indonesisch sprach (bis auf ein paar Brocken des Ngada-Dialekts aus Flores) und seine Frau gerade so viel, dass sie dem Koch vor den Mahlzeiten Anweisungen erteilen konnte. Jedes Mal, wenn sie Holländisch sprachen, fand Adam den Klang der schweren, rauen Wörter aufregend, doch Karl antwortete entweder hastig auf Englisch oder ignorierte sie gänzlich. So klingt also Holländisch, dachte Adam, und plötzlich ergaben die einzelnen Worte und kurzen Sätze, die er in den holländischen Büchern gelesen hatte, einen Sinn. Dass Karl sich weigerte, Holländisch zu sprechen und freundlich zu seinen Gästen zu sein, ärgerte ihn. Er begriff nicht, warum er zu diesen Leuten nicht nett sein konnte, immerhin war er einer von ihnen. Damals verstand er noch nicht, dass zu Hause nicht unbedingt da ist, wo man geboren wird, nicht einmal da, wo man aufwächst, sondern etwas ganz anderes, etwas Zerbrechliches, das überall auf der Welt sein kann. Nein, damals war Adam nur wütend auf Karl, weil er das und vieles andere nicht verstand.

Am Abend, bevor das Paar die Fähre nahm, sah Adam, wie die Frau allein auf ihrem Bett saß, ihre Kleider zusammenfaltete und in den offenen Koffer legte. Als sie ihn bemerkte, sagte sie lächelnd: «Komm nur.» Adam setzte sich zu ihr, während sie weiter ihren Koffer packte. Neben ihr lag ein Stapel dünner Baumwollhemden, und Adam sah zu, wie sie jedes einzeln in die Hand nahm, sorgfältig zusammenlegte und im Koffer verstaute. Es waren winzige Kinderhemdchen, gemustert mit blassen rosaroten Blumen. Dann begann sie, leise Holländisch zu sprechen,

und hörte gar nicht mehr auf, obwohl Adam nicht antworten konnte. Er dachte an die gesunden blonden Kinder in den Bildbänden; irgendwie wusste er, dass sie über Kinder sprach. Als sie fertig war, berührte sie sanft seine Wange und fuhr ihm über das Haar (der Ausdruck *braver Junge* blitzte sekundenlang in seinem Kopf auf. *Still*). Dann sagte sie etwas und schüttelte den Kopf, schwach lächelnd. «Nicht verstehen?», fragte sie auf Indonesisch. Sie hatte recht, Adam konnte sie nicht verstehen. «*Onthaal aan mijn huis*», sagte er. Das hatte er in einem Buch gesehen und glaubte zu wissen, was es ungefähr bedeutete. Sie lachte tief und warm auf. «Danke, Adam de Willigen», antwortete sie und tupfte sich die Augen. «Danke sehr.»

Diese Szenen aus seinem gegenwärtigen Leben kann er sich, wann immer er will, wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Er erinnert sich vollkommen klar an sie, an jedes Detail, als hätten sie gerade erst stattgefunden; er genießt die Macht, die er über diese Erinnerungen besitzt, weil er sie kontrollieren und mit sich nehmen kann, wohin er will, egal, ob er durch die Reisfelder läuft oder im Meer schwimmt. Selbst jetzt, als er im Dunkeln von der Veranda ins Schlafzimmer geht (er braucht kein Licht – er kennt das Haus wie seine Westentasche), hat er das Gefühl, jede Episode seines Lebens in diesem einstöckigen Haus aus Holz und Beton nach Belieben heraufbeschwören zu können.

Gelegentlich versucht er immer noch, sich an irgendetwas aus der Zeit im Waisenhaus zu erinnern, die losen Mosaiksteinchen in seinem Kopf zusammenzufügen, doch es kommt nichts zustande, und sofort fühlt er sich elend – er hätte es gar nicht erst versuchen sollen. So sehr er sich auch anstrengen mag, die ersten sechs Jahre

seines Lebens werden sich ihm stets entziehen, er sollte aufgeben und es einfach gut sein lassen. Trotzdem kann er zuweilen der Versuchung nicht widerstehen. Sie ist da, wie ein kleiner Splitter unter der Haut, der sich von Zeit zu Zeit meldet, aber ansonsten unsichtbar ist, so, als gäbe es ihn gar nicht. Und wenn er diesen Juckreiz verspürt, muss er sich kratzen, auch wenn er dabei nichts zutage fördert. Sogar in den passendsten Augenblicken, diesem zum Beispiel – ausgestreckt auf dem Bett, allein, voller Angst – vergräbt er sich manchmal in diese Leere.

Warum tut er das?

Weil es inmitten seiner verschwommenen Erinnerungslosigkeit eine einsame Gewissheit gibt, einen Menschen, von dessen Existenz in seinem Leben er weiß, und die lockt ihn immer wieder zurück.

Adam hatte einen Bruder. Er hieß Johan.

Das einzige Problem ist, dass Adam sich an nichts erinnern kann, was mit ihm zu tun hat, nicht einmal an sein Gesicht. Wie sehr er seine Vorstellungskraft auch strapaziert, er kann Johan nicht lebendig machen, doch er gibt nicht auf.